

des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 23. bis 25. November 1979 und vom 28. bis 30. November 1980. Hrsg. von K. Bosl u. F. Seibt. München, Wien: Oldenbourg, 289-301.

Letters and Other Materials from the Moscow and Prague Linguistic Circles, 1912-1945. Ed. by J. Toman. Ann Arbor: Michigan Slavic Publications 1994.

MĚŠŤAN, Antonín (1996): Vojtěch Jirátko und die Zeitschrift *Germanoslavica*. – In: *Germanoslavica. Zeitschrift für germano-slawische Studien* 3 (1996) 1, 1-9.

Prager Presse: Zitate aus verschiedenen anonymen Beiträgen der Tageszeitung werden im laufenden Text nachgewiesen.

PREISNER, Rio (1977): Epitaph für die tschechische Germanistik. – In: Ders., *Aspekte einer provokativen tschechischen Germanistik, Teil 1. Kafka – Nestroy*. Würzburg: jal-Verlag, 126-219.

RIPPL, Eugen (1936): Rezension von Bittner, Konrad: Deutsche und Tschechen. – In: *Germanoslavica* 4 (1936), 349-352.

Ročenka Slovanského ústavu. Vydává presidium ústavu redakcí jednatele Th. Saturníka. Praha: Nákladem Slovanského ústavu 1928 ff.

RÖSEL, Hubert (1995): *Die deutsche Slavistik und ihre Geschichte an der Universität Prag*. Münster: LIT.

ROUBÍK, František (1948): Německé plány se slovanskými ústavami v Praze za okupace. – In: *Slavia* 18 (1947-48) 3-4, 515-520.

VÍZDALOVÁ, Ivana (1995): Vojtěch Jirátko und die Germanoslawistik. – In: *Germanoslavica. Zeitschrift für germano-slawische Studien* 2 (1995) 1: 23-31.

WOLLMAN, Frank (1932): Vom Geiste des literarischen Schaffens bei den Slaven. – In: *Slavische Rundschau* 4 (1932), 115-122.

WOLLMAN, Frank (1936): Literárněvědné metody v Bittnerově knize „Deutsche und Tschechen“. – In: *Slovo a slovesnost* 2 (1936): 201-207.

ZEIL, Wilhelm (1995): *Slavistik an der deutschen Universität in Prag (1882-1945)*. München: Sagner.

„Ruchlosigkeit“ und „russischer Kaviar“. Öffentlicher und privater Stil bei Karl Kraus

Sigurd Paul Scheichl

Wie schwer sich die Literaturwissenschaft mit Fragen der Stilistik tut, die doch eines ihrer ureigensten Gebiete ist,¹ zeigt sich darin, dass es eine zusammenfassende Darstellung des Stils eines der großen Sprachmeister des 20. Jahrhunderts, eben Karl Kraus', nicht gibt; am meisten zu diesem Thema hat wohl der Autor selbst geschrieben. Einzelne Stilmittel, vor allem das Wortspiel (vgl. WAGENKNECHT 1965), sind zwar eingehend und gründlich untersucht worden, doch beispielsweise über die Syntax von Kraus kann man sich nirgends zusammenfassend informieren.

Bei einem Stilvergleich zwischen Texten der FACKEL und privaten Briefen des Satirikers kann ich mich also kaum auf bisherige Forschungen stützen und muss mich darauf beschränken, einige evidente Stilelemente und Stilzüge in öffentlichen Texten Kraus' zu erwähnen und zu fragen, ob sie sich auch in dem umfangreichsten Korpus privater Dokumente des Satirikers finden, eben den Briefen an Sidonie Nádherný. Eine detaillierte Analyse eines für die Öffentlichkeit und eines für Sidonie Nádherný bestimmten Textes wäre die andere denkbare Vorgangsweise, gegen die jedoch spricht, dass Briefe und FACKEL-Texte nur selten motivgleich sind und sich daher schon von der Sache her sprachlich stark unterscheiden müssen. Ich ziehe daher den verallgemeinernden Zugang vor.²

Kraus' satirische Prosa ist, im engen Sinn, sehr rhetorisch. Rhetorische Figuren – zumal das Wortspiel und die Klimax – sind häufig; hierher gehören auch die ausgeprägte Pointierung der Glossen wie der Satiren, die Neigung zum Pathos, das Spiel mit den Redewendungen. Die Syntax der FACKEL-Texte ist außerordentlich komplex, sehr gezielt wird ferner auf das zeitgenössische Wissen wie auf die Bildungstradition angespielt. Ein wesentliches Merkmal ist schließlich der stilistisch ganz uneinheitliche Wortschatz: Neben Vokabular, das einer gehobenen und selbst der poetischen Stilebene zuzuordnen ist, stehen umgangssprachliche, saloppe und gelegentlich derbe Wörter; neben dem Wortschatz der gemeindeutschen Literatursprache nützt Kraus Jargons und vor allem regional und sozial markierte Wörter: Austriazismen (dazu vgl. LANG 1992) und ‚Judendeutsch‘, und das nicht nur in dialogischen Texten. Auch sind in der

¹ Zu diesem Arbeitsfeld vgl. neuerdings WELLMANN (1998).

² Die Forschungsliteratur zu den Briefen an Sidonie Nádherný geht wie die zahlreichen Besprechungen der Ausgabe auf Stilfragen kaum ein.

FACKEL allenthalben Echos mündlicher Rede zu vernehmen. Zu dieser großen Variationsbreite des Stils gehörten ferner die Montage-Technik, die omnipräsenten Zitate.

Die Briefe an Sidonie Nádherný weisen fast keines von diesen beim öffentlichen Karl Kraus so dominanten Stilelementen auf. Sicher ist das zum Teil mit den anderen Themen privater Briefe zu erklären, auch mit dem im ganz engen Sinn Kraus und der Partnerin gemeinsamen Anspielungshorizont,³ ganz gewiss und vor allen damit, dass die Texte der FACKEL Leserinnen und Leser öffentlich überzeugen sollten. Zwar sind auch die Briefe an die geliebte Frau (keineswegs nur im privaten und intimen Bereich) persuasiv, wollen sie für den Briefschreiber als Mann wie für seine Gedanken gewinnen; aber sie sind nicht das einzige Mittel, mit dem Kraus auf Sidonie Nádherný überzeugend wirken kann, denn anders als mit den Lesern der FACKEL kann der Autor mit ihr auch sprechen. Auf viele Stilmittel des *genus grande* der öffentlichen Rhetorik – die Sidonie Nádherný als aufmerksame Leserin der FACKEL ohnehin genau gekannt hat – kann er in diesen Briefen daher leicht verzichten.

Der ‚andere‘ Stil der Briefe ist auch eine Folge der anderen Textsorte, die einen viel festeren Aufbau hat als der viele Variationen gestattende öffentliche satirische Text. In mancher Hinsicht wäre der Vergleich mit dem Stil von Kraus' Gedichten aufschlussreicher, von denen gar nicht wenige enge Motivparallelen zu Briefen aufweisen; in den „Worten in Versen“ könnte ein Wort wie „Menschenwunder“ (B942 / 1931: 632)⁴ eher stehen als in der FACKEL.

Es erscheint mir dennoch lohnend zu zeigen, was in diesen Briefen alles ‚fehlt‘ – und was es in ihnen, aber nicht beim öffentlichen Kraus gibt. Ich beginne mit dem Blick auf einen Brief vom 11.–12. März 1929 (B869 / 1929: 608ff.), der mit Beiträgen zur FACKEL insofern zu vergleichen ist, als er an einer Äußerung Sidonie von Nádhernýs Kritik übt und sie vom Gegenteil zu überzeugen versucht. Kraus dankt der Adressatin ganz konventionell „für alle liebe Sorge und alle entzückenden Worte“ – zitiert dann aber aus ihrem (verlorenen) Brief Vorwürfe gegen die „2 herausfordernd jüd. Gesichter“, die von Eugen Auerbach und Georg Knepler, den Klavierbegleitern der Münchener Vorlesungen, und weist diese Bemerkung als „nicht gerecht“ zurück.

In dieser Zurückweisung folgen Argumentationsschemata, die sich auch in der FACKEL finden, vor allem rhetorisch wirksame Gegenüberstellungen, etwa:

³ Zu dessen Aufschlüsselung hat Friedrich Pfäfflin in seinem großartigen Kommentar zu KRAUS (1977, Bd 2, Anm. 6) enorm viel geleistet; weiter nur mit „B“ zitiert.

⁴ Zitierte Ausgabe vgl. KRAUS (1977).

Aber würde nicht das landläufige Antisemitentum, das doch tief unter dem geistigen Semitentum steht und gegen das ungeistige schmähdlich und feige unterliegt, nicht gerade den Gesichtszügen Offenb. diesen Vorwurf machen?

Die doppelte Kontrastierung „Antisemitentum“ versus „Semitentum“, „geistiges Semitentum“ versus „ungeistiges Semitentum“, die sich mit dem Wortspiel berührt, ist aus der FACKEL-Dialektik wohl bekannt, wie die rhetorische Frage; die Syntax bleibt hingegen relativ wenig elaboriert. Im Weiteren setzt Kraus auch ein Wortspiel ein, auf das er, was in der FACKEL nur sehr gelegentlich geschieht, ausdrücklich hinweist, mit dem – an dieser Stelle aber vielleicht nur schwer vermeidbaren – Attribut „anderen Begriffs“:

[...] aber ich möchte nicht das Vorurteil dieses äußerlichen Eindrucks gegen einen jungen Menschen angewandt wissen, der nachweislich kein Handelsjud, also nicht um Noten andern Begriffs bemüht ist.

Darauf folgt – inhaltlich – etwas, was man aus der Zeitschrift des Satirikers kaum kennt, eine ausführliche, fast entschuldigende Begründung und Verteidigung seiner Entscheidung, Knepler die Klavierbegleitung seiner Offenbach-Vorlesungen anzuvertrauen. Das hier aus Raumgründen nicht zitierbare genaue Durchspielen aller Möglichkeiten zur Erklärung, warum Kraus Sidonie Nádhernýs Wunsch, er möge einen anderen Pianisten wählen, nicht erfüllen kann, erinnert allerdings stark an die FACKEL, wenn auch die Syntax wiederum überschaubarer ist als in der Zeitschrift. Ganz privat, auch und gerade in der Formulierung, ist der vorläufige Abschluss der Argumentation:

Also innigsten Dank und wir haben unsympathische Gesichter gemeint, deren Eindruck wie jeder Eindruck berechtigt ist, wiewohl ich Dir versichern kann, dass selbst das unsympathische Gesicht an der *Arbeit* mir sympathisch wurde.

Diese Form von höflicher Korrektur – mit dem die Adressatin meinenden, aber formal sich selbst einbeziehenden „wir“, in der dennoch das Tadelnde oder Mahnende des ‚Krankenschwester-Wir‘ mitschwingt – wäre selbstverständlich öffentlich undenkbar gewesen. Zum Abschluss des Briefes kommt Kraus in einer Art Postscriptum noch einmal auf das Thema der ‚jüdischen Gesichter‘ zurück, hier nun in der Tat mit einem typischen FACKEL-Wort, mit einer Anspielung auf einen zentralen Begriff seines öffentlich artikulierten Denkens: Er möchte, dass Sidonie Nádherný auch gegenüber anderen „Abneigung gegen alles Mitteleuropäische“ an den Tag lege.

Solche Wörter – und damit Gedanken – aus seinen Polemiken und Satiren sind in den Briefen sonst nur selten zu finden. In den 21 Seiten mit Briefen, Karten und Telegrammen aus den Jahren 1930 und 1931 (613-634) etwa finde ich – abgesehen von ein paar Anspielungen auf Offenbach (622) und auf Gedichte (624, 630) – nur zwei Stellen, in deren Formulierung ich sofort den Autor der FACKEL wiedererkenne:

Aber die Menschheit erkaufte diesen Fortschritt im Technischen mit zunehmender Dummheit, von der ich auch heute im Flug Beweise empfangen habe. (616)

Ob das Sterben der Edlen – neben dem erhaltenen Unwert – sinnlos ist oder einen Sinn hat [...] (B942: 632)

Im Weiteren einige stilistische Beobachtungen zu den mehr oder minder zufällig herausgegriffenen Briefen des Jahres 1922 (B746-B773: 522-568), freilich einem Schlüsseljahr der Beziehung zwischen Karl Kraus und Sidonie Nádherný. Gleich der erste, sehr lange Brief aus diesem Jahr (B746 / 15.–16.1.1922: 522ff.) – den folgenden (B747) nennt der Autor sogar explizit „jenen großen Brief (B750 / 13.–14.2.1922: 532) – ist anders als viele andere nun doch sehr stilisiert; vor allem die komplexe Syntax ist die des Kraus der FACKEL:

Samstag Nachmittag, ehe Dein Brief kam, stand ich mit Schmerzen wie ich sie noch nie hatte im Schlafzimmer, mit solchen, die meine rechte Seite förmlich ins Grab zu ziehen schienen, dachte, wie sonderbar das ist, daß gerade der eine Mensch, an den ich doch mehr als an alle anderen im Leben gedacht habe, jetzt gewiß nichts für meinen Zustand fühlt, weniger als alle fühlen würden, oder dass er es doch nicht aussprechen kann; und hatte den schrecklichen Einfall – denn selbst darin fühle ich noch mit ihr –: ob sie nicht aufleben würde, wenn ich nicht wäre, ob ihr *das* nicht helfen würde, und im selben Augenblick wußte ich schon, daß es nicht der Fall wäre, und hatte das äußerste Mitleid mit ihr, die dann unglücklich lieben würde und ganz gewiß als Verlust all das fühlen, was ihr als vorhanden so wenig Gewinn brachte.

Auffällig ist die starke Poetisierung der Passage. Obwohl kein Wort einer anderen Stilschicht als der normalsprachlichen angehört, wirken viele Wörter durch die Konnotationen, die sie aus der Literatursprache mit sich führen, „poetisch“: „Grab“, „sonderbar“, „fühlen“ (drei Mal wiederholt), „nicht aussprechen kann“, „unglücklich lieben“, „Verlust“. Im Weiteren folgen dann der „acht Jahre durchstrahlende Augenblick“ und die „Sternenfahrt“, die wohl einer poetischen Stilebene zugeordnet werden müssen.

Rhetorische Mittel fehlen nicht, etwa die den ganzen Satz umfassende, wie ein Parallelismus wirkende Reihe von Verben mit dem gleichen Subjekt („stand [...] dachte [...] und hatte [...] und [...] wußte ich schon [...] und hatte [...]“) oder die Abwechslung von asyndetischer und syndetischer Reihung und die Kontrastierung von „Verlust“ und „Gewinn“, doch stehen sie hier nicht im Dienste einer öffentlichen Wirkung, sondern verstärken den Gefühlsausdruck. Die Wiederaufnahme des Motivs „stand ich mit Schmerzen [...], die meine rechte Seite förmlich ins Grab zu ziehen schienen“ am Ende des Absatzes in „[...] und die Schmerzen sind weg, auch auf der rechten Seite wächst mir ein Flügel“ mit dem genau kalkulierten Tempuswechsel ist ebenfalls unter den poetisierenden Stilmitteln zu nennen, die man als Anpassung des FACKEL-Stils an einen anderen Lebensbereich sehen könnte. Hier wird etwas auf die Adressatin Bezogenes ausgesprochen, was wir aus vielen Gedichten Kraus' kennen. Viele

Beispiele für eine so elaborierte Syntax – man vergleiche auch, in einem recht kurzen Satz, die Paradoxie „Daß ich Dich so haben will wie ich Dich sehe und wie Du deshalb und trotz Dir und allem bist“ (523) – gibt es im Übrigen in den Briefen nicht.

Dass hier die Leidenschaft – wenige Wochen später zum „Sturm“ stilisiert (B748: 530) – auch mit sehr pathetischen Stilmitteln zum Ausdruck kommt – mit Pathos der Zustimmung, nicht mit Pathos der Verwerfung –, zeigt sich in der Hyperbel – vgl. auch „von Natur himmelhoch entrückt“ (529), „Deines unermeßlichen Reichtums“ (531) usw. – in der Neigung zur rhetorischen Frage wie in der häufigen direkten Anrede:

Aber was würde mich nicht erregen, wenn es von Dir und an Dir ist? Wär's ein Geschwür – ich suchte Geschwüre, damit sie mich an Dich erinnern, Du ewiges Feuer von einer kalten Braut! (527)

Hier streift die Hyperbel („Geschwür“) übrigens die Grenzen der Geschmacklosigkeit, was in Kraus' Zeitschrift, vielleicht auch aufgrund der vielen Korrekturvorgänge, so gut wie nie vorkommt. Die synthetische Form des Konjunktivs II eines regelmäßigen Verbs, „suchte“, passt sehr gut in die gehobene Stilebene und trägt somit zum pathetischen Charakter der Stelle bei (vgl. auch „freute“; B750: 535).

Anzumerken ist auch, dass der Wortschatz aus den Wortnetzen ‚Liebe‘ und ‚Glück‘ trotz aller Vertrautheit an keiner Stelle klischeehaft und abgenutzt wirkt, vielleicht wegen der Einbettung der Wörter in eine permanent variierte Dialektik von Verlust und Gewinn, geben und nehmen, beklagen und beneiden, Kälte und Feuer, Glaube und Zweifel (B747: 527). In allen Einzelheiten wäre dem Gebrauch des Wortes „Natur“ nachzugehen, das einen zentralen Begriff des Denkens von Kraus bezeichnet, gerade seines Gedankens über die Frau. Durch dieses Wort bricht das unsystematische Gedankensystem des Satirikers in diese Briefe ein; es bestimmt den Rang, den die Begegnung mit dieser Frau für Kraus auch auf einer abstrakten Ebene hatte. Am deutlichsten wird das vielleicht in der rhetorisch gedachten Entgegensetzung: „Du in meinem Geist wie ich in Deiner Natur; [...]“ (B747: 528).

Das für Kraus so charakteristische Wortspiel fehlt in den ersten Briefen so wie in allen des Jahres 1922; eine der wenigen Ausnahmen hat mindestens keine witzig-erhellende Funktion: „[...] als ein Gläubiger, der Dich an das mahnen kommt, was Du seinem Glauben schuldig bist“ (B747: 528); eher dem Wortspiel in der FACKEL vergleichbar ist das Spiel mit der Polyvalenz oder Polysemie von ‚durchgehen‘: „Ach, Du bist ja das durchgehende, mit durchgehende Erlebnis aller meiner Träume [...]“ (529). Eine verwandte Stelle, eine der wenigen, die an den öffentlichen Kraus erinnert, lautet: „[...] nicht weil ich nicht die hätte,

das Abwaschwasser, in dem Du hantierst, in einen kastalischen Quell zu verwandeln [...]“ (B750: 534).

Die Kontrastierung von „Abwaschwasser“ und „kastalischem Quell“ ist mehr vom Inhaltlichen als vom Sprachmaterial einem Stilbruch vergleichbar. Stilbrüche im engeren Sinn – also umgangssprachliches oder gar derbes Wortmaterial – lassen sich dagegen in den Briefen ebenso wenig nachweisen wie merkmalfähige gebrauchte Austriazismen, Wörter aus dem Jargon oder Zitate von gebräuchlichen Klischees; auch das für Kraus so charakteristische einmontierte Zitat aus der Presse fehlt.

Gleichzeitig steht etwa in der FACKEL in einem Absatz einer Polemik (F588-94 / 1922: 3):

Ich möchte, eingedenk der Lorbeerreiser, dieses Familienbild die letzte Transfiguration der habsburgischen Glorie nennen, die endgültige Dreckwerdung des spanischen Zeremoniells.

In dem Aufsatz *Die Treuhänder der Kultur* (3-11) stehen auch ein österreichisch-umgangssprachliches „halt“ (5) und ein österreichisch-saloppes „stangelgrün aufliegen“ (7), ein umgangssprachliches „klipp und klar“ (5), ein amtssprachliches „vorstellig“ (5), ein aus dem jüdischen Jargon stammendes „Kulturschnorrer“ (6), das auf einem Klischee beruhende Wortspiel „Voll- und Ganzbart“ (6), ein aus einer eher umgangssprachlichen Redewendung abgeleitetes Kompositum „Strohdrescher“ (7) – neben einem gehobenen, wenn nicht poetischen Archaismus wie „Ruchlosigkeit“ (10). Das ist der öffentliche Stil des Polemikers Kraus...

Die Adressatin der Briefe verfügte selbstverständlich passiv, wenn auch vielleicht nicht aktiv über die Register der Austriazismen und der sonst von Kraus zitierten Jargons; in dieser Hinsicht brauchte der Satiriker auf sie keine Rücksicht zu nehmen. Es könnte aber sein, dass er meinte, ein derartiger Wortschatz passe nicht zu Sidonie Nádherný und ihrer Sphäre. Manche Besonderheit des Stils dieser Briefe mag Anpassung an den Stil der Partnerin, ja Übernahme von mündlichen oder schriftlichen Äußerungen der Baronin sein. Wegen des Verlusts ihrer Briefe sind wir jedoch auf Mutmaßungen angewiesen.

Wie sehr in den Briefen das gesellschaftliche Pathos der Satire abgeschwächt ist, lässt sich an folgender Kontrastierung zeigen. Wo der öffentliche Kraus (F588-94 / 1922: 10f.) schreibt:

Und hat [das künstlerische Gewissen] die vollendete Ruchlosigkeit, mit einem Maul, in dem so viel Fraß Platz hat wie Lüge, jenen, die hungern, den Bibelrost zuzurufen: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein!“

steht dort, wo einer der Briefe die ungeheure Kluft zwischen Nachkriegsreichtum und Nachkriegsarmut überhaupt erwähnt, viel lakonischer: „Hier gibt es Leute, die im Hotel Bristol um 60.000 Kronen russischen Kaviar essen.“ (540)

Für den Ton der Briefe an Sidonie Nádherný sind die literarischen Anspielungen und die gelegentlichen Zitate besonders charakteristisch: Denn die Prätexte sind durchwegs Werke, die der Satiriker besonders geschätzt und geliebt hat, die er aber gegenüber der diese Schätzung teilenden Geliebten nicht zu verteidigen brauchte wie in der FACKEL: Raimunds *Verschwender*, Goethes *Faust* (533), *Faust II* (524), *Iphigenie* (539) und *Pandora* (526), Shakespeares *Othello* (533), *Lustige Weiber von Windsor* und *König Lear* (541), Nestroys *Schlimme Buben in der Schule* (541), ein Gedicht von Claudius (545). Hier baut Kraus seinen eigenen literarischen Kosmos auf, ohne einen anderen zu bekämpfen. Die vom öffentlichen Kraus ironisch gebrauchten bildungsbürgerlichen Allerweltszitate – „Sie [...], in deren schmutzige Hände die Würde jener Menschheit gegeben ist, deren ganzer Jammer mich angesichts dieser Tatsache anfaßt, sind [...]“ (F588-94 / 1922: 7) – finden in die Briefe keinen Eingang.

Nennungen gemeinsamer Bekannter – in diesen Briefen fast immer nur mit Initialen – und Anspielungen auf sehr persönliche, zum Teil wohl nicht mehr entschlüsselbare Erinnerungen – wie „das blaue Glas“ (B748: 530), oder „Porzellan“ (B750: 534) – sind für die Textsorte Privatbrief generell konstitutiv; auf sie braucht nicht weiter eingegangen zu werden.

Eher ist bemerkenswert, dass Kraus zumeist auf die konventionellen Mittel, fast immer auf die Anrede und oft auf die Grußformel verzichtet – anders etwa als in den Briefen an Stoessl (vgl. KRAUS/STOESSL 1996) –, vermutlich ein Mittel, um besondere Intimität herzustellen.

In Briefen, in denen es nicht um den ungeschminkten Ausdruck der leidenschaftlichen Liebe geht, sondern – beispielsweise – um Erklärungen von Missverständnissen oder um Reisepläne (B750), wird im Großen und Ganzen die Syntax noch einfacher (z.B. B763 / 21.-22.6.1922: 555):

Ich glaube aber nicht, daß das der Fall ist; kann mich absolut nicht entsinnen, je es so erhalten zu haben – so oder anders. Du mußt irren. Aber es tut mir leid. Denn nun hast Du keines.

Gelegentlich kommt Umgangssprache vor – wie hier der Beginn des 2. Satzes ohne Personalpronomen –, doch sind die entsprechenden Stellen nicht merkmalfähig, etwa: „Aber ich hoffe sehr, daß es auch so zusammengehen wird [...]“ (535). Auch in einem solchen wenig stilisierten Brief gibt es – ohne die Stilmerkmale des Pathetischen – intensiven Gefühlsausdruck, etwa „[...] noch nie ist etwas so Schönes in dem Kasten [i.e. Postkasten] gelegen“ (537).

Unter einem anderen Aspekt sind die Bemerkungen über den Rezitator Ludwig Hardt im Brief von 12.–13. April 1922 (B755: 545f.) aufschlussreich. Sie sind der Kern späterer satirischer Äußerungen über diesen Künstler – unterscheiden sich aber von denen durch ein viel größeres Bemühen um Differenzierung. Das Misslingen der Rezitationen wird nicht nur lächerlich gemacht, sondern der Rezitator tut Kraus auch Leid, und es „bedrückt“ ihn, „mir seine Kränkung auch nur vorzustellen.“ In einem wenige Tage später geschriebenen Brief urteilt Kraus schon skeptischer über Hardt, jedoch: „Ich bin aber noch nicht ganz sicher darin.“ (B756: 547). Ein solcher Satz kann sich in der FACKEL, mindestens in der des reifen Kraus eigentlich gar nicht finden...

Dass ein sprachbewusster Autor seinen Stil den Gegenständen anzupassen versteht, die nun einmal in privaten Briefen anderer Art sind als in öffentlichen Polemiken, ist gewiss keine weltbewegende Erkenntnis; aus gleich zu erläuternden Gründen hat sie aber bei Kraus doch eine besondere Bedeutung. Dass er in diesen Briefen – und zwar gerade in den Grußformeln – mehr als in seinen öffentlichen Texten seiner ästhetischen Forderung nach der „Wiedergeburt des alten Wortes“ (Heine und die Folgen) entspricht, zu entsprechen vermag, ist ein Indiz dafür, dass der Unterschied zwischen den beiden Arten des Sprachgebrauchs nicht überschätzt werden darf.

Ein Beispiel dafür wäre der Schluss des letzten Briefes aus dem Jahr 1922: „[...] ich bleibe, um aller Eigenschaften willen, die Dich dessen würdig machen, Dein Freund.“ (B773: 568) Aber auch die Einleitungsformel zu einem anderen Brief „Mit todmüden Augen danke ich Dir für jedes Deiner Worte“ (B755: 543) zeigt diesen Willen und diese Fähigkeit zur Remotivierung verblasster sprachlicher Formeln. Ein drittes zufällig herausgegriffenes Beispiel wäre das Neujahrstelegramm von 1930: „Innigsten Dank tausend treue Grüsse und allerherzlichste Wünsche für alle.“ (T904: 619) Diese Verfahrensweise wäre, bedürfte es dessen, ein weiteres Argument dafür, diese Briefe in die Nähe zu Kraus' Lyrik rücken zu lassen.

Von großem Interesse für Kraus' Sprachauffassung ist sein Verzicht auf eine Reihe jener stilistischen Mittel, denen er in seinen öffentlichen Schriften Erkenntniswert zumisst, auf denen zum Teil seine satirische und polemische Argumentation aufbaut, vor allem sein weitgehender Verzicht auf alle Formen des Wortspiels. Das bestärkt die Vermutung, dass Kraus' Berufung auf die Sprache ein Mittel zum Aufbau seiner satirischen Position ist und nicht so sehr sein Ausdruck eines wie immer gearteten Sprachglaubens. Wo er zu *einem* Menschen spricht, der ihn kennt wie kaum jemand anderer, ist die Beglaubigungsfunktion von Sprache nicht notwendig; der Satiriker kann daher auf jene Mittel verzich-

ten, die nicht zu seinem Sprachgebrauch als solchem, sondern nur zu seinem satirischen Sprachgebrauch gehören. Nur dort, wo er viele überzeugen will, braucht er die Sprache als – sein stärkstes – Argument (vgl. STEPHAN 1964: 83ff.).

Daher kann es in diesen privaten Texten auch die eine oder andere sprachliche Schlamperei geben; denn hier gibt sich der Satiriker keine Blöße, hier ist der Mensch Kraus auf jeden Fall glaubhaft. Es wird also in einem der Briefe (B746 / 1922: 522) „der eine Mensch“ – gemeint ist Sidonie Nádherný – zuerst mit „er“, dann aber mit „sie“ pronominal wieder aufgenommen. „Immer wieder durcharbeite ich die Zitate-Reihe“ (B753: 541) ist ein befremdender Gebrauch eines trennbaren Verbs; Formeln aus dem Funktionalstil des öffentlichen Verkehrs wie „den Ausschnitt erbitte zurück“ – nicht in einem Telegramm – erstaunen in einem Privatbrief (B746: 546). Solche Stellen⁵ sind ziemlich selten; es sind aber interessante Symptome für einen pragmatischen Gebrauch von Sprache dort, wo er weder öffentlicher Kontrolle noch den zahllosen Korrekturvorgängen eines gedruckten Werkes unterliegt.

Wie die Briefe an Sidonie Nádherný überhaupt, bestätigen speziell die Unterschiede zwischen ihrem Stil und der öffentlichen Rede von Kraus die zuerst nachdrücklich von Edward Timms vertretene These,⁶ bei Kraus sei zwischen dem Menschen und der satirischen Persona scharf zu trennen, obwohl der Autor nach außen hin die Identität zwischen der Person und dem Satiriker Kraus unterstrichen hat. Dieser Abstand zwischen beiden ist offenbar auch am Sprachgebrauch fest zu machen. Die an der Wiener Akademie geplanten Wörterbücher zur FACKEL sollten hier Vergleiche auf breiterer Basis gestatten; ich neige zur Hypothese, dass auch unabhängig von den unterschiedlichen Themen der Wortschatz der Briefe von dem der Zeitschrift substantiell abweicht. Bei den Redewendungen und bei den Schimpfwörtern, bei denen es freilich weniger überraschend wäre, müsste das schon deutlich zu erkennen sein.

Dennoch: Der Kraus, den man aus der FACKEL kennt, ist auch in den Briefen an Sidonie Nádherný präsent. Das Wort „Weltdummheit“ aus dem berühmten Nachtrag zum letzten Brief („Die Weltdummheit macht jede Arbeit – außer an Shakespeare – unmöglich.“ – B1065 / 1936: 687) wird vermutlich auch in der FACKEL zu finden sein. Dort könnte auch das fast epigrammatisch formulierte abschließende Beispiel stehen (der Schluss von B763 / 21.-22.6.1922: 555):

⁵ Weitere Beispiele bei SCHEICHL (1976: 146).

⁶ Zum „polemischen Ich“ bei Karl Kraus vgl. auch FEIGENWINTER-SCHIMMEL (1970).

Ich ging, Pfingstsonntag, um 6 Uhr früh in die Anlagen hinter dem Schwarzenbergplatz und saß dort auf einer Bank. Vor mir nahmen drei Meisen Aufstellung und sangen einen Chor. Dann ging ein Menschenpaar, Ausflügler, vorbei. Da waren sie weg.

Literatur

- FEIGENWINTER-SCHIMMEL, Gunild (1970): *Karl Kraus. Methode der Polemik*. Diss. Basel.
- KRAUS, Karl (1977): *Briefe an Sidonie Nádherný von Borutin*. 2 Bde. Hg. von H. Fischer u. M. Lazarus. Redaktion v. W. Methlagl, F. Pfäfflin. Neu durchgesehene Ausgabe. München: dtv.
- KRAUS, Karl/STOESSL, Otto (1996): *Briefwechsel 1902–1925*. Hg. von G. J. Carr. Wien: Deuticke.
- LANG, Ulrike (1992): *Mordshetz und Pahöl. Austriazismen als Stilmittel bei Karl Kraus. Eine Analyse ausgewählter polemischer Schriften mit einem Wörterbuch*. Innsbruck: Institut für Germanistik.
- SCHEICHL, Sigurd P. (1976): [Rezension von] Karl Kraus: *Briefe an Sidonie Nádherný* (1974). – In: *Sprachkunst* 7, 146-151.
- STEPHAN, Joachim (1964): *Satire und Sprache. Zu dem Werk von Karl Kraus*. München: Pustet.
- WAGENKNECHT, Christian (1965): *Das Wortspiel bei Karl Kraus*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- WELLMANN, Hans (Hg.) (1998): *Grammatik, Wortschatz und Bauformen der Poesie in der stilistischen Analyse ausgewählter Texte*. 2. Aufl. Heidelberg: Winter.

Schreiben der Differenz – Libuše Moníková's Essayistik und die Anfänge ihrer Prosa

Klaus Schenk

1. „Theoretisches Hadern, Essays, Beginn der Prosa“

Unter den Werken, die Libuše Moníková hinterließ, finden sich zwei Essay-Sammlungen zu literarischen, kulturalanthropologischen sowie politischen Themen. Die leichtere Kost bietet sich in *Prager Fenster* (1994) – in der früheren Sammlung *Schloß, Aleph, Wunschtorte* (1990) wird das Leserpublikum theoretisch gefordert. Literatur und Literaturtheorie zählen gleichermaßen zu den Interessen Libuše Moníkovás. So war die Autorin nicht nur als Lehrbeauftragte für Literatur und Komparatistik tätig, sondern publizierte regelmäßig auch in Fachzeitschriften wie z.B. in *Sprache im technischen Zeitalter*. Auch die Tatsache, dass die Autorin unter besonderer Würdigung ihrer Essays im Jahre 1989 mit dem Franz-Kafka-Preis ausgezeichnet wurde, kehrt den Stellenwert ihres essayistischen Schreibens hervor. Dennoch drückt die Kennzeichnung *essayistisch* im ungeschriebenen Lexikon des deutschsprachigen Wissenschaftsbetriebes mehr Kritik als Wertschätzung aus. Andererseits wird die essayistische Produktion von Autoren häufig lediglich als erklärendes Beiwerk zur literarischen Produktion verstanden. Aber auch aus literaturhistorischer Sicht scheint die Essayistik bereits ihre Glanzzeiten hinter sich zu haben – erinnert sei an die sprach- und kulturkritischen Versuche der frühen Moderne (vgl. WUTHENOW 1994). Zwar flackerte in der deutschsprachigen Literaturszene der 60er und 70er Jahre der essayistische Grenzgang zwischen gesellschaftskritischer Zeitdiagnose und literarischer Exklusivität noch einmal auf – schon in den 80er Jahren finden sich allerdings nur noch wenige Autoren, denen es in ihrer Essayistik um mehr geht als um die Darlegung ihrer eigenen Programmatik. Anders bei Libuše Moníková: Deutlich erheben ihre frühen Essays in Thematik und Ausführung den Anspruch, Teil eines wissenschaftlichen Diskurses zu sein. Dabei orientiert sich ihre Schreibweise allerdings weniger an Vorgaben einer literaturwissenschaftlichen Norm oder gar an der germanistischen Fachdisziplin. Vielmehr schließt sie an einen essayistischen Stil an, wie er besonders von der theoretischen Avantgarde in Frankreich praktiziert wurde. Kursieren doch in den romanischen und anglophonen Literaturen sehr offene Versionen davon, was unter einem Essay verstanden werden kann. Doch nicht nur dies; Moníkovás Essays bilden ebenso einen integralen Bestandteil ihrer literarischen Schreibweise. Besonders ihre Kafka-Essays erweisen sich als Schnittstelle einer Auseinandersetzung mit der Fiktionalität der Texte und kulturalanthropologischen Interessen. Dadurch reicht